Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 17 | Lemberg, am 12. Erntíng | 1928

Umschau

Ernste Dinge, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern...

(Fortsetzung.)

Wenn ich **Wetter** machen könnte, würde ich mich wohlweislich hüten, jemanden etwas davon zu sagen. Warum? Weil ichs sicher keinem richtig träfe und die Leute mein Haus stürmen würden. Ich bekäme ungebrannte Eichenasche auf den Buckel, grobe und feine Hände ins Gesicht und, auch wie bald, hätten sie mich mausetot geschlagen.

Es ist also gut eingerichtet, daß den Wettermacher niemand zu Gesichte bekommt. Dafür aber wandeln die Wetterpropheten unter uns: hochwissenschaftliche, die hintennach genau erklären können, warum ihre Voraussagung nicht eingetroffen ist, und andere, die es auch manchmal erraten.

Daß man das Wetter nicht nach Willkür machen kann, scheint ein großes Glück zu sein. Wo immer der Mensch in die Natur eingreift, sie „verbessert", da pflegt eine große Patzerei daraus zu werden. Unsere Enkel und Urenkel werden vermutlich viele Stümpereien, die wir heute als Sieg über die Natur feiern und als Fortschritt preisen, beim richtigen Namen nennen und versuchen, von ihnen wieder los zu kommen.

Dagegen ist die Wetteransage heute doch schon ziemlich entwickelt. Wenn sie noch nicht das leistet, was uns erwünscht wäre: die sichere Voraussage des Wetters für einige Tage, so liegt das daran, daß die Meteorologen — so nennt man die Wetterforscher — zu wenig Grund unter den Füßen haben. Die Polkappen, die die uns auf den Landkarten und den Nachbildungen der Erdkugel, recht geringfügig vorkommen, sind in Wirklichkeit ungeheure Gebiete, von wo keine Nachrichten an die Wetterbeobachtungsstellen des europäischen Festlandes gelangen. Fast ebenso steht es mit dem atlantischen Ozean, dessen Strömungen stark auf Klima und Wetter bei uns wirken, und nicht viel anders mit der ungeheuren Masse des asiatischen Festlandes. Erreicht eine Wetteränderung die europäischen Küsten und Grenzen, dann ist nicht mehr viel zu prophezeien, denn dann ist sie bald selbst zur Stelle. Ueberdies sind auch die oberen Luftschichten noch zu wenig bekannt. Die Lufthülle reicht sehr weit in den Weltraum hinein: sie wird noch obenhin immer dünner und ist auch anders zusammengesetzt als unsere Atemluft. Die Luftströmungen, die auf der Erde herrschen, kehren sich nach obenhin, mehrmals um. Wir beobachten oft, daß nahe der Erde scharfer Ostwind herrscht, während sich oben Wolken von Westen her vorschieben. In noch höheren Schichten gibt es keine Wolken mehr, doch wiederholt sich dort dasselbe Spiel. Im großen und ganzen ist alle Luftbewegung und mit ihr die Wetteränderungen verursacht von der verschiedenen Erwärmung der Erde an den Polen und am Gleicher oder Aequator. Erwärmte Luft steigt auf, fließt oben ab und sinkt herab, wenn sie sich abkühlt; kühle Luft strömt zu, wo ihr die erwärmte Platz macht. Warme Luft vermag Feuchtigkeit aufzunehmen, abgekühlt, muß sie wieder ausscheiden. Dasselbe, was wir im geheizten Zimmer beobachten, besonders wenn wir ein Fenster oder die Tür zu einem kühlen Nebenraum beobachten, spielt sich auch in der Lufthülle ab. Allerdings ist da die Luft nicht abgeschlossen, wenn auch manchmal hohe Gebirge den Zimmerwänden schwach ähnlich sind. Hierzu kommt noch die Drehung der Erde, die die Winde aus ihrer ursprünglichen Richtung ablenkt.

Sollten die Beobachtungsstellen auch einmal in den Ozean, zum Pol und nach Asien vordringen und es gelingen, die höheren Luftschichten gründlich zu erforschen, dann werden es die Gelehrten mit dem Wetterprophezeien leichter haben.

Der Mond als Wettermacher ist sehr volkstümlich. Bei jedem Mondwechsel steht im Kalender das zugehörige Wetter und der Glaube an diesen Einfluß des Mondes ist sicher noch in den nächsten hundert Jahren unausrottbar. Der Mond war vermutlich einmal ein selbständiger Planet, den sich die Erde eingefangen hat. Vielleicht gab es damals schon Menschen auf Erden, denn die Sage von der Sintflut, die im Gefolge dieses Ereignisses auftreten mußte, ist um das ganze Erdenrund verbreitet. Er dreht sich um die Erde und während dessen einmal um sich selbst, zeigt uns stets dieselbe Seite, und mit der Erde um die Sonne und mit der Sonne um einen noch unbekannten Mittelpunkt. Ebbe und Flut sind sein Werk. Auch die feste Erdrinde vermag er etwas zu heben. Zweifellos zieht er auch die Lufthülle an. Das tut er aber, ob er schwarz oder silbern, halb oder ganz ist. Wie sollen da gerade gewisse Abschnitte seiner Beleuchtung durch die Sonne anderes Wetter bringen? Es ist auch schon einwandfrei durch wissenschaftliche Beobachtung festgestellt, daß dies nicht der Fall ist. Als Student habe ich im Späterbst, Winter und Vorfrühling viel durch Kot waten müssen und begreiflicherweise oft nach dem Monde ausgeschaut, daß er mir den Morast festbacke; aber ich bin an diesem Freund irre geworden. Die Mondviertel kamen gesetzmäßig, allein das Wetter tat immer was es wollte.

Daß das vom Monde zurückgestrahlte Sonnenlicht in warmen Frühlings- und Sommernächten günstig auf das Pflanzenwachstum einwirkt, das will ich gerne glauben. Daß er aber das Wetter beeinflusse, muß ich bezweifeln. Der wahre Wettermacher ist die Sonne, das Mittel dessen sie sich bedient, die Lufthülle. Die Lufthülle wiederum nimmt sich das Wasser als Gehilfen.

Durchaus möglich ist es, daß nicht alles Wasser, das in Form von Niederschlägen auf die Erdoberfläche herabkommt, irdischen Ursprungs ist. Wenn Meteore und Meteorite, Eisen- und Gesteinstrümmer untergegangener Himmelskörper, im Weltenraum schweben und bisweilen von der Erde angezogen, auf diese herabfallen, warum sollten da nicht Eisklumpen umherirren und in den Anziehungsbereich der Erde gelangen? Sie hätten selbstverständlich Geschwindigkeiten, die alle irdischen übertreffen. Manche Hagelwetter mit Schlossen, die wie Splitter eines großen Eisstückes aussehen, dürfen hiedurch zu erklären sein, vielleicht auch mancher zerstörende Wirbelwind mit schmaler Bahn.

Doch mögen sich darüber die Gelehrten streiten, wir aber wollen auf der Erde bleiben.

Was ein richtiger Landwirt ist, auf der Scholle groß geworden, der prophezeit sich sein Wetter selbst. Da gibt es hundert Anzeichen, die für eine Wetteränderung zum Guten oder Schlimmen sprechen. Wer rechtzeitig aus den Federn kriecht, tagsüber öfter zum Himmel und um sich schaut, ihm auch abends noch einen Blick gönnt und all das jahraus, jahrein, dem verschmelzen schließlich all diese Eindrücke zu einem Gesamteindruck, daß er sagen kann: es wird regnen oder regnerisch bleiben oder schön werden oder schön bleiben. Der Luftdruckmesser oder das Barometer ist nicht ganz zuverlässig. Etwas mehr kann man schon den Hühneraugen und den Beinen trauen, wenn sie nur erst einmal wetterkundig geworden sind.

Vom Wetter und seiner Gesamtheit, der Jahreswitterung, und für längere Dauer, dem Klima, hängt der Erfolg unserer Arbeit sehr stark ab. Ich glaube nicht, daß es von den 1928 Jahren, die seit Christi Geburt verflossen sind, zwei gibt, die bezüglich des Wetters einander gleich waren. Die Witterung macht also den Erfolg unserer Arbeit ungewiß. Wir können aber doch den Witterungsunbilden bis zu einem gewissen Maße trotzen, nämlich dadurch, daß wir unsere Böden bestens bearbeiten und die Pflanzen vollkommen und reichlich ernähren. Ein gut und tief bearbeiteter, humusreicher Boden vermag noch lange Wasser aufzunehmen, während der des Nachbarn, der nicht so gepflegt ist, bereits versumpft ist. Bei Dürre ist es dann umgekehrt. Ebenso ist die gut genährte Pflanze länger imstande schlechter Witterung zu trotzen als die schlechtgenährte. Das Unkraut gedeiht aber unter allen Umständen, denn die Natur ist stets der Kultur überlegen.

Jedes Jahr gibt es anderes Wetter. Das ist ein Trost; mißglückt es heuer, gerät's vielleicht nächstes Jahr doppelt. Die Hauptsache ist, daß wir selbst nicht wetterwendisch sind, sondern uns und unserer Arbeit unverzagt treu bleiben. —b—

(Fortsetzung folgt.)

Landwirtschaft und Tierzucht

Landmanns-Arbeiten im Erntemonat (August).

„Der Tau tut dem August so not,
Wie jedermann das tägliche Brot."

In diesem alten Bauernspruch kommt schon zum Ausdruck, daß der August zu unseren trockensten Monaten gehört, nicht so sehr der Luftwärme, als der Bodenwärme wegen. Denn der Wasservorrat des Winters ist nunmehr restlos verbraucht und die dürstende Pflanze auf Niederschläge in jeder Form angewiesen. Man hat bestritten, daß der Tau unseren Kulturpflanzen direkt viel nützen könne. Durch die Blätter könne er nicht eindringen und an die Wurzeln komme er ebenso wenig heran. Aber indirekt wirkt er doch, weil er die Verdunstung des Vegetationswassers herabsetzt. — Der Tau hilft jedenfalls seinem großen Bruder, dem Regen, dessen August-Niederschläge für die Hackfrüchte, Kartoffeln und Rüben, ausschlaggebend sind.

Dagegen sind für die Ernte der Halmfrüchte Sonne und Wind erwünscht. Begann im Monat Juli der Einschnitt der Wintergerste und des Roggens, so folgt jetzt Weizen, Sommergerste, Hafer, Hülsenfrüchte u. a. Man warte nie zu lange mit dem Mähen, denn verzögernde Momente kommen von selbst und unmäßiger Ausfall ist dann die ärgerliche Folge. Eine Ausnahme macht die Braugerste, die totreif sein muß. Auch der Hafer muß schwarze Knoten haben, d. h. vollreif sein, denn er nimmt den Regen viel leichter an als der Roggen mit seinen härteren Winterhalmen. Hatte die Winterung aber viel Stickstoff bekommen, dann ist hier ebenfalls das Stroh weich und ganz oder teilweise umgekippte Fuhren sind der häufige Beweis. Der Aufsichtführende muß dann besonders häufig Obacht geben, daß gerade und schmal geladen wird und der „Hinterlader" soll sich fleißig nach der Wagenspur richten. In dieser Hauptarbeitszeit muß jeder mit Hand anlegen, auch der Leitende, aber nicht gerade Aufgabeln oder Laden, sondern nur Leine und Peitsche führen oder Bänder zerschneiden bezw. bei Hafer abgeben oder das Gröbste nachharken, also Arbeiten verrichten, die mehr auf das Arbeitstempo der übrigen anregend wirken, als selbst in Schweiß geraten lassen. ¼ Hektar gibt ungefähr 240 Garben, d. h. eine Fuhre. Nie soll es an Gespannen mangeln, weil sich sonst die Handarbeiter darnach einrichten.

Wer einen Motorpflug hat, kann gleichzeitig schälen lassen. Das spart Feuchtigkeit und Schattengare und bringt das Unkraut zum Keimen, damit es durch die Saatfurche dann vernichtet werden kann. Im August beginnt insofern schon wieder ein neues Wirtschaftsjahr, als der Raps und etwas später der Rübsen gesät werden, welch beide also eine sehr lange Wachstumsdauer haben. Der Stoppelgründüngung gebe man Kunstdung mit, damit sie schnell wachsen und das Feld bedecken kann, sonst gewinnen die Unkräuter Luft und machen die Vorteile des ganzen Systems illusorisch. In so arbeitsreicher Zeit müssen die Eisen der Pferde, Geschirre, Wagen usw. in Ordnung sein, sonst verrinnt viel kostbare Zeit nutzlos.

Wer Zeit übrig hat, wird auch bereits etwas dreschen, damit das notwendige Saatgetreide mit Sorgfalt aussortiert und gereinigt werden kann, damit es in der Herbst-Bestellzeit (Mitte September bis Ende Oktober) dann zur Hand ist, wenn es der Erde anvertraut werden soll.

Adm. C. L.

Die Getreidelagerung.

Das Einlagern von ungedroschenem Getreide hat unter gewissen Vorsichtsmaßregeln zu geschehen. Der Raum muß luftig und trocken sein. Der Erdboden wird am besten mit altem Stroh oder einem Stangenbalg überdeckt, damit das unten liegende Getreide von unten keine Feuchtigkeit anzieht. Will man tadellose Braugerstenware liefern, so ist die Vorkehrung geradezu geboten. Man vermeide es nach Möglichkeit, verschiedene Getreidearten übereinander zu lagern, um Vermischungen durch Körnerausfall vorzubeugen. An den Wänden und die Garben in allen Schichten so zu legen, daß den Wänden das Stoppelende zugekehrt ist, das Aehrenende also immer nach innen kommt.

Nach dem Einlagern fängt das Getreide an zu schwitzen. Wenn das auch nicht so stark ist wie beim Heu, entwickelt sich doch auch in der Scheune feuchter Dunst. Dieser muß abziehen können. Deshalb sorge man für gute Luftzirkulation durch offen gehaltene Türen, Luken oder besondere Luftschächte. Letztere dürfen aber nur über der Tenne angebracht werden, nicht über dem Getreide. Bei sehr feuchter Witterung wird jedoch die Scheune besser geschlossen, da sonst mehr feuchte Luft herein- als herauskommen könnte.

In Feldscheunen, besonders wenn diese offen sind, geht die Austrocknung wesentlich schneller und vollkommener vor sich als in massiven Gebäuden. Da sich der Bau der Feldscheunen auch bedeutend billiger stellt, außerdem das Dreschen aus ihnen sich viel einfacher gestaltet und man die Scheunen auf dem Felde an einem günstig gelegenen Platz aufstellen kann, wodurch wiederum das Einfahren beschleunigt und verbilligt wird, ist man mehr und mehr zu Feldscheunen übergegangen. Wenigstens ist das auf größeren Gütern der Fall, auf denen man die Scheune allein mit Getreide ausfüllen kann und ihren Tennenraum zu keinem anderen Zweck gebraucht, wie es auf Bauernhöfen oft der Fall ist. Dem kleineren Besitzer verbietet leider oft die Feuersgefahr, eine geschlossene oder offene Holzscheune am Hof aufzustellen. Der größere Besitzer ist hier also, wie auch in manchen anderen Beziehungen, im Vorteil.

Die Einrichtung von Kornmieten (Feimen) sollte nur als eine vorübergehende Maßnahme angesehen werden, denn bei gutem Wetter trocknet das Getreide in der Miete zwar weit schneller aus als in der Scheune, da es auf allen Seiten von der freien Luft umspielt wird. Muß man aber die Miete aus irgend einem besonderen Grunde längere Zeit stehen lassen, so ist sie ständig der Gefahr des Durchregnens und eines stärkeren Mäusefraßes ausgesetzt. Ferner sind auch Feuers- und Sturmgefahr, bei der eine schlecht gesetzte Miete völlig umgeworfen werden kann, nicht außer acht zu lassen. Die Mieten werden am besten viereckig und schmal gesetzt. Um gleichmäßig runde Mieten zu setzen, fehlen oft Geschick und Uebung. Werden die Mieten aber schief aufgeführt, so bereitet es Aerger. Auch sacken sie dann leicht nach einer Richtung weg. Schmale Mieten werden besser durchlüftet als breite; sie trocknen daher nach Regen auch schneller wieder aus als die letzteren. Die Miete wird mit Plänen zugedeckt. Für längere Dauer ist aber ein regelrechtes Abdecken mit Stroh oder Rohr notwendig. Auch muß dann die Miete an windgeschützter Stelle stehen, da starker Wind die Bedeckung wieder abreißt. In diesem Fall ist ferner die Miete mit einem Graben, der als Mäusefalle dienen kann, zu umziehen. Bei diesem Graben werden die Wände so angelegt, daß sie entweder glatt und steil sind oder oben enger zusammenstehen als unten. In die Grabensohle werden Tonröhren, zum Beispiel Dränstücke, eingesetzt. Wollen die Mäuse nun zur Miete hin, oder von ihr fort, so lassen sie sich in die Gräben hineinfallen, können aber nicht wieder hinaus. Sie laufen nun auf der Sohle hin und her und fallen dabei in die Tonröhren oder verkriechen sich, sobald es Tag wird, selbst in diesen, kommen nun aber darin nicht wieder hoch, sondern gehen in Massen ein. Von Zeit zu Zeit sind die Röhren zu leeren da sie sich sonst bis oben mit Mäuseleichen anfüllen.

Diplomlandwirt P. K. Schmidt.

Gefährliche Insekten in den Getreidefeldern.

Zu den Insekten, die auf den Getreidefeldern Schaden anrichten, gehört zunächst die jedes Jahr mit zwei Bruten hervorkommende gelbe Halmfliege. Sie wird nur drei bis vier Millimeter groß und ist von gelber Farbe. Die Halmfliege setzt sich besonders auf Weizen- und Gerstenpflanzen fest. Dort legt sie ihre Eier ab, und die Pflanzen fangen an zu kränkeln oder gehen ein. Sehr gefürchtet ist die Hessenfliege. Der Name Hessenfliege oder Hessian fly ist angeblich dadurch entstanden, weil in Nordamerika behauptet wird, angeworbene hessische Truppen hätten die Fliege im Jahre 1776 mit nach Nordamerika eingeschleppt. Die Hessenfliege legt ihre Eier in alle Getreidearten. Die Larven saugen dann die Halme aus, machen diese kraftlos, und so brechen die Halme zusammen. Bricht die Hessenfliege sehr stark in Getreidefelder ein, so haben diese bald ein Aussehen, als ob ein Hagelwetter herniedergegangen wäre, denn nach jedem schärferen Luftzug fallen die brüchig gewordenen Halme um. Drei Bruten jährlich bringt die ebenfalls schweren Schaden verursachende Frit- oder Frittfliege hervor. Halme, die von der Fritfliege angegriffen worden sind, tragen viel leichtere Aehren als andere Halme. Da nun „leicht" im Schwedischen frit heißt, hat Linne, der ja selbst Schwede war, die Fliege „Fritfliege" genannt. In ungezählten Millionen kommt jedes Jahr im Frühjahr die etwa 3 bis 3½ Millimeter große Zwergzikade zum Vorschein, bei der in jedem Jahre auch zwei Bruten festgestellt worden sind. Die Zwergzikade legt ihre Eier unter die Obhut der Pflanzen und die Larven saugen dann die Pflanzen aus. Je mehr sich an den Blättern des Getreides rot-violette Stellen zeigen, desto stärker sind die Zwergzikaden eingefallen. Hat sich das

Insekt in besonders großen Massen niedergelassen, so nimmt das ganze Feld eine rote Färbung an. Aus den sogenannten Schnellkäfern, auch Springkäfer und Schmiede genannt, entstehen die Drahtwürmer, deren Nahrung aus dem feinsten Wurzelwerk der Pflanzen besteht. Ein schlimmer, schwer zu vertreibender Gast in den Getreidefeldern ist auch die Getreidehalmwespe, die sich zumeist an Roggen- und Weizenhalmen festsetzt. Ihre Heimat dürfte ursprünglich Asien gewesen sein; sie ist aber jetzt überall anzutreffen, wo Getreide angebaut wird. Sie ist ein Insekt mit schwarzem Körper und gelbgefleckten Beinen. Die Getreidehalmwespe setzt sich in den Knoten der Getreidehalme fest und legt dort ihre Eier ab. Die Brut greift den Halm von innen an, dieser wird kraftlos und zeigt dann weißgelbliche taube Aehren. Später geht die Brut tief unten in den Halm und bleibt so mit den Stoppeln auf den Feldern. Tritt die Getreidehalmwespe stark auf, so ist es zweckmäßig, die Stoppeln zu verbrennen. Der Getreidekäfer frißt besonders an den milchigen, also noch nicht reifen Körnern des Getreides und kann, in großen Massen auftretend, viel Schaden anrichten. Er hat ein schwärzlich-grünes Aussehen und wird zehn bis zwölf Millimeter groß. Ein unliebsamer Eindringling ist weiter der Getreideblasenfuß, ein winziges Tierchen, von denen das Männchen flügellos ist. Der Getreideblasenfuß legt seine Eier an den obersten Blättern des Getreides ab und zerstört die Aehren. Schließlich muß noch die manchmal in Massen auftretende, etwa zwanzig Millimeter große Raupe der Queckeneule erwähnt werden, die besonders auf Roggen und Weizen Blätter und die milchigen Körner frißt. Gegen das Aufkommen der Raupe der Queckeneule schützen sich manche Landwirte, indem sie im Frühjahr in den Abendstunden, wenn der Falter fliegt, Fanglaternen aufstellen. Dadurch werden viele der Falter weggefangen, und die Brut kommt nur in verminderter Zahl hervor. A. M.

Genossenschaftswesen

Genossenschaftliche Erziehung.

Ist genossenschaftliche Erziehung notwendig? Fast sollte man meinen, diese Frage verneinen zu können. Der genossenschaftliche Grundgedanke, „Einer für alle, alle für einen“, ist so außerordentlich einfach, daß man annehmen könnte, jeder müßte ihn verstehen und befolgen, ohne noch besonders dazu erzogen zu werden. Die Praxis belehrt uns aber eines anderen. Ebenso wie der Schüler nicht an den selbstverständlichen Lehrsatz glaubt daß er nicht für sein Leben lernt, ebenso ist auch die breite Masse der im Genossenschaftsregister eingetragenen Mitglieder der Genossenschaften nicht bereit, aus sich selbst heraus dem Grundgedanken ihrer selbstgewählten Vereinigung nachzuleben. Ist nun schon Jugenderziehung ein sehr schwieriges Kapitel, bei der man doch noch einigermaßen weiches, biegsames Material hat, um wieviel schwerer ist die genossenschaftliche Erziehungsarbeit, bei der es gilt, fertige, lebensgehärtete, selbstbewußte Menschen zu überzeugten Bekennern eines Systems zu gleichgerichteten Mitarbeitern in einem in sich abgeschlossenen Organismus zu machen. Wie schwierig die Erreichung dieses Zieles ist, geht daraus am besten hervor, daß fast einem Jahrhundert genossenschaftlicher Theorie und Praxis es nicht vergönnt gewesen ist, die Masse der Mitglieder zu reifen Genossenschaftlern zu machen. In der Hauptsache dürfte dieser Mißerfolg, wie schon angedeutet, an dem Material liegen, das zu bearbeiten ist. Vielleicht hat man auch die Wichtigkeit einer erzogenen, d. h. überzeugungstreuen Mitgliedschaft unterschätzt und daher dieser Erziehungsarbeit nicht diejenige Aufmerksamkeit geschenkt und entsprechende Aufwendungen dafür gemacht, die unbedingt unentbehrlich sind. Es scheint daher höchste Zeit, daß die berufenen Stellen diese Lebensfrage des Genossenschaftswesens weitestgehend klären und bestens lösen. Hier sei der Versuch gemacht, einige Anregungen dazu zu geben.

„Das gute Beispiel“ dürfte in erster Linie als wirksames Erziehungsmittel anzusprechen sein. Dazu gehört, daß die geschäftsführenden Organe, sowohl der Zentralen als auch der Einzelgenossenschaften, den Dienst am Genossenschaftswesen in vorbildlicher Treue verwalten und als einziges Ziel die Förderung des Gnossenschaftswesens anerkennen und weithin sichtbar herausstellen. Auch der Fernste muß sehen und fühlen: „Die dort auf höherer Warte glauben fest an die hohe Sendung des Genossenschaftswesens und vertrauen unerschütterlich auf seine unüberwindliche Kraft.“ Hoffentlich gelingt es bald, diejenigen Zersplitterungen in der genossenschaftlichen Organisation zu beseitigen, die nicht nur entbehrlich, sondern auch dem genossenschaftlichen Gedanken und und seiner Vertiefung zuwider sind. Eine solche Beseitigung würde sicherlich auch für die genossenschaftliche Massenerziehung außerordentlich förderlich sein. Als selbstverständliche Voraussetzung für die Verallgemeinerung der genossenschaftlichen Ueberzeugungstreue ist es anzusehen, daß für ihre Beteiligung die unumgänglich notwendigen Einrichtungen vorhanden sind. Wie kann sich jemand als Genossenschaftler betätigen, wenn ihm nicht die Möglichkeit geboten wird, sein Geld und seine Ware durch die Genossenschaft und ihre Zentralen zu bewirtschaften. Die Genossenschaftsarbeit dient der Familie. Es ist daher nur natürlich, wenn auch die ganze Familie in den Dienst des Genossenschaftswesens gestellt wird. Vor allem wird es zweifellos zur Förderung der genossenschaftlichen Erziehung beitragen, wenn sich nicht nur der Mann, sondern vor allem auch die Frau sowie schließlich die heranwachsende Jugend mit den genossenschaftlichen Gedanken, Ziel und Möglichkeiten eingehend beschäftigten.

Solange wir nicht systematisch die Genossenschaftssache zu Familiensache ausbilden, solange werden wir dieses hochbedeutsame Organ unseres Volkskörpers immer mit einer gewissen Schwäche und Auffälligkeit behaftet finden Neben diesen drei mehr praktischen Erziehungsmitteln: gutes Beispiel — vollkommene Einrichtung — Familiensache — ist selbstverständlich auch der theoretischen Belehrungen äußerste Wichtigkeit beizumessen. Es ist eine alte Erfahrungssache, daß, je mehr man von den Dingen weiß, desto lieber hat man sie. Der Landmann, der sich nicht bemüht, in die Einzelheiten und Eigenheiten seiner Wirtschaft einzudringen, wird niemals mit seinem Beruf und seiner Scholle verwachsen. Darum darf die genossenschaftliche Belehrung, als Teil der genossenschaftlichen Erziehung, nicht auf der Oberfläche schwimmen. Es genügt nicht, die materiellen Vorteile aufzuzählen und die Aufklärung auf den Augenblickserfolg einzustellen. Zur genossenschaftlichen Allgemeinbildung gehört die Kenntnis der geschäftlichen und organisatorischen Entwicklung ferner des Lebensganges und des Lebenswerkes der Männer, die dem Genossenschaftswesen hervorragende Dienste geleistet haben. Selbstverständlich müssen sich die Mitglieder über den Zweck einer jeden genossenschaftlichen Einrichtung im klaren sein, und sie müssen die Technik desjenigen Betriebes beherrschen, mit dem sie unmittelbar verbunden sind. Dazu kommen die hauptsächlichsten gesetzlichen und statutarischen Bestimmungen, deren Kenntnis zur Beseitigung von Mißtrauen und zur Vermeidung von Mißverständnissen ein gutes Teil beizutragen geeignet sind. Wir sehen, daß das Pensum trotz der Einfachheit des Gegenstandes für eine erschöpfende genossenschaftliche Erziehung durchaus nicht klein ist. Es genügt daher die übliche Behandlung der genossenschaftlichen Fragen in der Zeit, nach Erwerb der Mitgliedschaft auf Generalversammlungen und Lehrgängen, sowie in den Genossenschaftsblättern für ein zeitgemäßes, d. h. voll zur Wirkung gelangendes und allen Stürmen gewachsenes Genossenschaftswesen keinesfalls mehr. Wir müssen damit bereits bei der Jugend anfangen, die auch für so lebenswichtige ideale Seite jeder Genossenschaftsarbeit noch empfänglicher sein dürfte, wie das im Daseinskampf härter gewordene Alter. Ferner dürfen wir uns nicht nur auf den männlichen Teil unseres Volkes beschränken, sondern müssen auch die Frau zu einer genossenschaftlich denkenden Mitarbeiterin heranziehen. Und endlich: die ganze Erziehungsarbeit muß getragen werden von dem hohen sittlichen Wert des Genossenschaftswesens, von dem großen christlichen Bewußtsein, ein Helfer zu werden und zu sein bei der Veredelung und Verschönerung des menschlichen Erdenwallens durch einen friedlichen Ausgleich der zahllosen Unebenheiten, die das Dasein nun einmal mit sich bringt. Wenn Lehrer und Schüler, Apostel und Jünger sich von diesem Geiste durchdringen lassen, so wird beiden Teilen die Arbeit leicht und der Erfolg sicher sein.

(Landwirtschaftliches Genossenschaftsblatt.)

Vom Büchertisch*)

Posener Bienenwirt. (Verlag des Verbandes der Großpolnischen Imkervereine.) Verschiedene Imkerzeitschriften haben im und nach dem Kriege ihr Erscheinen einstellen müssen. Sehr erfreulich ist es, daß der „Posener Bienenwirt“ sein Monatsblatt noch immer herausgibt. Probehefte können durch die „Dom“ V. G. bezogen werden. Jahrespreis Zloty 8.10.

*) Alle hier besprochenen oder angeführten Bücher sind durch die D. V. G. Lwow (Lemberg), Zielona 11, zu beziehen.